

MÜLLERS LENE

ERZÄHLUNG AUS DER SCHWÄBISCHEN HEIMAT

Matthaeus Braun

Irgendwo in Oberschwaben zwischen Donau und Bodensee liegt auf einer bewaldeten Höhe ein altes Kloster. Es mag wohl fast tausend Jahre her sein, seit fromme Mönche von weither kommend in die Wildnis drangen und begannen, den Wald zu roden und auf der freien Höhe mancherlei Gebäude zu errichten. Da dieser Hügel die höchste Erhebung der ganzen Gegend ist, so genießt man eine unbeschreiblich prächtige Fernsicht. Bei klarem Wetter sieht man die Schweizer Alpen, die mit ewigem Schnee bedeckten Berge des Berner Oberlandes; ja, bis zu dem über dem herrlichen Genfer See ragenden Bergriesen Montblanc schweift der trunkene Blick des Beschauers.

Tausend Jahre sind über diesen Ort des Friedens hinweggegangen, und die Geschichte hat dem Kloster ihre Marken und Male aufgedrückt. Die Chronik weiß von Kriegen und Bränden, von Plünderungen und allen Schrecken der Zeiten zu erzählen. Doch was zerstört wurde, wuchs, von frommen Händen gebaut, immer wieder empor, und von den allerältesten Zeiten zeugen nur noch die meterdicken Grundmauern einiger Gebäude, und ein Erdwall, der einen Graben umschließt, heute trocken zwar und mit dichtem Gras und Gesträuch bewachsen, doch dem geübten Auge deutlich erkennbar als Verteidigungsanlage aus alten, kriegerischen Zeiten.

Den Mittelpunkt des ganzen Gebäudekomplexes bildet die Klosterkirche, ein wahres Schmuckstück mittelalterlicher Kunst. Große Künstler sind es gewesen, die mit Gemälden den Altar sowie die Wände und Decken schmückten, mit reichen Schnitzereien das Chorgestühl, die Kanzel und die Orgel zierten, und die Kelche, Leuchter und andere Altargeräte in feinsten handwerklicher Arbeit herstellten. Auch die aus hellem Sandstein gemeißelten, lebensgroßen Heiligen, sowie die Säulen mit ihren prächtigen Kapitellen[,] die das hohe Dachgewölbe tragen, sind von den geschickten Händen der kunstfertigen Mönche [sic] geschaffen.

Ein wenig abseits und etwas unterhalb des eigentlichen Klosters mit seinen altherwürdigen Gebäuden und seiner prächtigen Kirche, dort, wo die Fahrstraße hinabführt ins Dorf und zur nächsten Stadt, da steht ein neueres, mehrstöckiges, großes Haus, das so garnicht in den Rahmen des ganzen Komplexes zu passen scheint,

und das doch auf das allerengste damit verbunden ist. Seit je gehoerte die Armen- und Krankenpflege zu den vornehmsten Aufgaben jenes Ordens, und wie im Laufe der Jahrhunderte die Menschen und ihr Denken und Tun gar manchem Wandel unterworfen waren, so hat nun auch die Wohlfahrtspflege andere Formen angenommen. Jenes geraeumige, neue Gebaeude ist ein Asyl. Ein Alters- und Siechenheim, wo einsame, arme Menschen ein ruhiges Plaetzchen haben und ohne Not und Nahrungsorgen dem Ende ihrer Tage entgegenschauen koennen, wo die Enterbten der Gesellschaft, Epileptiker, Alkoholiker, Hysteriker, harmlose Irre, kurz all diese Stiefkinder des Gluecks mit Sorgfalt und Treue gepflegt und behuetet werden.

Neben dem grossen, hellen Saal, in dem die Frauen des Altersheims untergebracht sind, ist ein kleines Stuebchen, das meist verschlossen ist. Heute aber ist es geoeffnet, und auf das einfache Lager hat man ein armes, muedes Weiblein gebettet, das fast am Ziel der grossen Reise angelangt ist. Eine weise Verordnung im Klosterasyl bestimmt, dass man die Sterbenden von den anderen absondere, damit diese nicht durch unzeitige Neugier und mitleidige Unruhe in ihrem letzten Kampf gestoert, und jene durch den traurigen Anblick und die dadurch verursachte Gemuetserschuetterung nicht in Aufregung versetzt werden moegen.

Man hat die Angehoerigen der Sterbenden benachrichtigt, und die beiden Soehne und ein Neffe sind rechtzeitig gekommen und umstehen traurig das Lager. Der eine der Soehne hat seine Frau mitgebracht, die dicht an der Tuer auf einem Stuhl sitzend hinter den vorgehaltenen Haenden ihr leises Weinen zu verbergen sucht. Der juengere Sohn ist Witwer, er hat sein halbwaechsiges Tochterchen bei sich, ein hoch aufgeschlossenes, blasses Maegdlein, das mit grossen, erschreckten Augen auf die sterbende Grossmutter schaut. Der junge Neffe, der noch unverheiratet ist, ist allein gekommen, er ist der Erbe der Muehle, aus der die alte Frau stammt, und seine Familie hat ihn gesandt gleichsam[,] um der Sterbenden den letzten Gruss aus der alten Kinderheimat zu ueberbringen.

Das Weiblein daemmert im Halbschlaf vor sich hin. Doch nur der Koerper ist es, der im Daemmerschlaf liegt. Der Geist ist hell wach, und gleich einer Reihe bewegter bunter Bilder zieht ihr Leben an ihrer Seele vorueber.

Am Fussende ihres Lagers, an der gegenueberliegenden Wand, haengt ein grosses, schwarzes Kruzifix. Auf einer Konsole darunter steht in einem einfachen Tonkrug ein Strauss Fruelingsblumen, die eine dienende Schwester dort hingestellt hat, ehe man die Kranke auf ihr Sterbelager bettete.

Nun oeffnen die mueden Augen sich ein wenig, und der Blick faellt auf die Blumen. Da ist es ihr, als sei sie wieder in jener Gaertnerei, wo sie die vielen langen Jahre, die letzten Jahre taetigen Lebens, tagaus tagein gewerkt hat. Diese Schneegloeckchen, – um sie zu pfluecken hat sie sich wohltausendmal gebueckt! Jene flammenden Tulpen, – schon im Anfang des Winters, kaum dass der Allerseelentag vorbei war mit den letzten Astern und Chrysanthenen, mit dem Kraenzebinden bis tief in die Naechte hinein mit schmerzdem Ruecken und brennenden Augen, – da musste man schon die Tulpen und Hyazinthen-Zwiebeln aussuchen, die gesundesten, kraeftigsten, um sie zu pflanzen und zu treiben, damit die Menschen noch bei Schnee und Unwetter den Fruehling in ihren Haeusern haben konnten! Und dann wurden die Sommerblumen in die Treibbeete gesaet, und die winzigen Pflaenzchen mussten pikiert u. nochmals verpflanzt werden, bis sie kraeftig genug waren, um reiche Bluete zu bringen. Muehselige Arbeit, – doch wie schoen! Und der Gaertner, der gute, freundliche Mann, hoerte nie auf, ihre Haende zu ruehmen. „Keiner hat eine so glueckliche Hand fuer Blumen wie unsere alte Lene“, pflegte er zu sagen, und eine warme Glueckswelle ueberrieselte sie und liess sie ihre liebevolle Sorgfalt verdoppeln. Und mit den Sommerblumen kamen die Rosen, und es kam das Jaeten und Giessen, und wenn die Dahlien und Georginen in hundert Farben leuchteten, dann fehlten nur noch die Astern und Chrysanthenen[,] um den Kranz zu vollenden, den die alte Lene mit ihren gluecklichen Haenden unter der Aufsicht des freundlichen Gaertners um ein jedes Jahr dieses Erdenlebens zu winden pflegte. So war unversehens das Alter zu ihr gekommen, und eines Tages konnten ihre mueden Augen die winzigen Pflaenzlinge nicht mehr unterscheiden von den strotzenden Unkraeutern, der steife Ruecken beugte sich nicht mehr in ununterbrochener, stundenlanger Arbeit zur Erde hinab, die Schultern und Arme trugen nicht mehr die schweren Giesskannen und die grossen Glasfenster der Treibebeete, und das arme, alte Herz war so muede geworden, dass es schier nicht mehr mittun mochte. Da hatte man die Lene ins staedtische Spital gebracht, und der Arzt hatte ernst den Kopf geschuettelt. „Schluss und vorbei mit der schweren Arbeit, Frau Lene“, hatte er gesagt. „Das Herz hier hat genug, nun wollen wir es huebsch ausruhen lassen, es moechte sonst seinen Dienst verweigern“. So war die alte Lene, nachdem sie im Hospital einigermassen gesund gepflegt war, dem Altersheim jenes Klosters am Berge ueberwiesen worden und hatte dort freundliche Aufnahme gefunden. Und wie liebte sie den Klosterfrieden, wie liebte sie die herrliche Kapelle, in der sie fromm ihre Gebete zu verrichten pflegte. Dieses Kloster und diese Kirche waren ihr ja nicht fremd. Als Schulkind einst in fernen

Kindertagen hatte ihr Pfarrer die ganze junge Schar seiner Zoeglinge hierher an diesen Ort des Friedens geleitet. Die Kinder durften die Kirche sehen und die herrliche Fernsicht bewundern. Vor den empfaenglichen Kinderseelen erstand die Geschichte des Vaterlandes, in dessen Mittelpunkt dieses Kloster gestellt war. Wie erlebten die jungen Herzen, als sie hoerten, wie im Dreissigjaehrigen Kriege schwedische Soldateska das Kloster gepluendert und ganz und gar ausgeraubt hatte, sogar die Messgeraete, die schweren goldenen Kelche, ja, selbst die Monstranz hatten die rohen Landsknechte lachend weggeschleppt. Nie in ihrem ganzen Leben hat Lene das vergessen koennen. Und in ihrer Erinnerung ragt aus dem blau-goldenen Sommertag von damals gleich einem schwarzen Kruzifix jene Erzaehlung auf.

Die Kranke regt sich. Sie stoehnt schwer. Die Bilder vor ihrer Seele ziehen weiter. Zurueck in die Zeit ihrer bittersten Armut, das war, bevor sie in der Gaertnerei Arbeit und Brot fand, als sie als Hausiererin mit Buersten ihr taegliches Brot verdienen musste. Ja, sie stoehnt, denn nun schleppt sie sich ja mit ihrer grossen Last von Buersten bergauf und bergab, die sie verkaufen muss, um Brot und Kleidung fuer ihre Buben heranzuschaffen. Wie schwer! Wie schwer ist der Ballen!

Die Soehne an ihrem Lager sind unruhig naehergetreten. Tief beugen sie sich ueber die Sterbende. Dann tauschen sie einen raschen Blick. Eilig entfernt sich der Juengere, um alsbald mit dem Arzt wiederzukommen, der bereitwillig mit einer Spritze der alten Frau ihr Leiden erleichtern will. Die Nadel senkt sich in den magern Arm, und fast unmittelbar darauf hoert das Stoehnen auf. Der Arzt fuehlt den Puls. Schwach, sehr schwach und ganz und gar unregelmassig, jeden Augenblick setzt er aus. Sanft legt er die Hand nieder und schuetzelt leise den Kopf. Die Soehne verstehen, dass das heissen soll: „Gegen den Tod vermag meine aertzliche Kunst nichts. Hier ist keine Hoffnung mehr“. Langsam wendet er sich ab und geht geraeuschlos aus dem Zimmer.

Arm, bettelarm ist die Lene, wie sie da als Hausiererin durch das Land zieht. Aber jetzt drueckt ihre Last sie garnicht mehr, wirklich, sie fuehlt sie nicht einmal. Das ist gewiss, weil sie auf einer Hoehe rastet. Wie gut und leicht es sich atmet hier oben in diesem kuehlen Schatten... Da unten im Tal liegt ihr Heimathof, die Muehle, die liebe, alte Muehle, in der sie ihre glueckseligen Kinderjahre verbracht hat. Wie sehnt sie sich nach der Heimat! Wie gern, oh, wie gern moechte sie dort hinuntergehn und ihre Last ablegen und ausruhen von aller Qual! Aber nein, in der Muehle die Eltern sind laengst tot, es ist nun der Bruder mit seiner jungen Frau, der dort lebt. Und soll sie, die Lene, die Tochter aus der Muehle, so als bettelarme Hausiererin vor die wohlhabende

Schwaegerin treten? Niemals! Zu Tode wuerde sie sich schaemen, nie wuerde ihr Stolz das leiden! Sie will kein Mitleid, und noch viel weniger ein Almosen von den reichen Verwandten. So arm sie ist, die arme Lene, bisher hat sie mit ihrem Hausierhandel stets genug verdient, um sich und die Buben zu unterhalten. Doch wie sauer verdient war jeder Pfennig und wie musste sie einen jeden umdrehn und wieder umdrehn und zaehlen und rechnen, ehe sie ihn auszugeben wagte: Dies ist fuer die Miete, das fuer Brot, und dieses bleibt fuer Schulgeld, und ob es noch fuer Schuhe fuer die Kinder reicht? Schulbuben zerreißen soviele Schuhe, dass man schier nicht genug heranschaffen kann...

Und waehrend sie nun im Daemmertraum ihre Pfennige zu zaehlen anfaengt, zupfen und greifen ihre alten Haende auf der Bettdecke hin und her, als wollten sie das Geld, das immer wieder wegrollt, greifen und festhalten. Dazu murmelt ihr Mund fast unversaendlich Zahlen vor sich hin.

„Sieh“, sagt die weinende Frau an der Tuer zu ihrer jungen Nichte, „sieh, jetzt zupft und scharrt deine Grossmutter schon ihr Grab, nun dauerts nicht mehr lange mit ihr“, und dabei beginnt sie heftiger zu schluchzen.

Aber das alte Weiblein zaehlt seine Pfennige: „Acht Mark dreissig, vierzig, fuenfzig...“ so murmelt sie vor sich hin. Die Soehne schauen sich an: „Verstehst du, was sie sagt?“ fragt einer den andern. „Zahlen ganz ohne Zusammenhang und ohne Sinn“, meint der Zweite.

Nun hat die alte Frau gefunden, was sie suchte, was die Ursache und der Anfang all ihrer Armut war. Ihre Hand krallt sich um einen Schein, einen imaginaeren Schuldschein, den nur ihre Augen sehn. Die anderen sehen nur die verkrampfte Hand. – „Die Schuld“, hauchte sie, „hier ist der Schuldschein... bezahlen...“ – und der Neffe meint: „Ob es Zeit ist, den Pfarrer zu rufen? Vielleicht will sie Gebete hoeren: Vergib uns unsere Schuld?“ Und da die Soehne nicken oder nur die Achseln zucken, entfernt sich der Neffe und kehrt nach kurzer Zeit mit dem Geistlichen wieder, der, von einem Ministranten begleitet, die heilige Handlung des Sterbesakraments vorzunehmen beginnt. Man hat der Kranken eine Kerze in die Hand gegeben, und der Pfarrer liest nun rasch und mit eintoeniger Stimme die Sterbegebete.

Doch die Seele der Sterbenden irrt weiter zurueck in die Vergangenheit. Das Dokument, der Schuldschein, ja, nun besinnt sie sich wieder, das war ploetzlich da und tauchte auf, ein Advokat brachte es ihr nach ihres Mannes Tod. Sie hatte nichts von dieser ungeheuren Schuld gewusst, nie hatte Heinrich davon gesprochen. Und Gott weiss, ob

das nicht nur ein grosses Betrugmanoever war? Aber der Schuldschein war da, und es kostete sie und ihre Buben den ganzen praechtigen Bauernhof, um ihn einzuloesen. Und als der Hof einmal verkauft und die Schuld bezahlt war, da hatte ihre bittere Armut, ihr Elend angefangen.

Nun erwacht die alte Frau ein wenig aus ihrem Daemmerzustand. Sie oeffnet die Augen, sieht den Geistlichen, hoert die Gebete und nimmt den Weihrauchduft wahr. Und wieder irrt ihre Seele zurueck. Wann, wann war doch das, mit dem Sterbesakrament, mit Kerzen und Weihrauch? Ach ja, nun weiss sie: Sie steht am Sterbelager ihres Mannes. Heinrich starb, von einem boesen Typhusfieber dahingerafft. In sechs Tagen war alles vorueber, war der starke, lebensvolle und heitere Mann tot. Was sollte aus ihr, aus den Kindern, aus dem Bauernhof werden, wenn Heinrich, der fleissige, nimmermuede nicht mehr am Leben war? Sie fuehlt den Schmerz, den sie damals fuehlte, so deutlich in ihrem Herzen, dass ein tiefes Stoehnen sich ihr entringt. Aber mit eiserner Willenskraft hatte sie damals ihren Schmerz bezaehmt. Ruhe! Haltung! Ich bin die Baeuerin und alle schauen auf mich. Die Kinder, die sich an mich klammern, das Gesinde, die Knechte und Maegde, die verstoert auf mich schauen, und die Leidtragenden alle, die hier versammelt sind.

Nun hat der Geistliche sich entfernt; die Maenner und Frauen, die kniend gebetet und der heiligen Handlung beigewohnt haben, haben sich erhoben und umringen von neuem das Bett mit der Sterbenden. Doch deren Seele ist weit.

Wie schon [schoen] doch das Leben auf solch einem Bauernhof ist! Das Jahr rundet sich von der Saat zur Ernte, die Felder, die Obstbaeume tragen reiche Frucht, und nachdem die Schneeruhe des Winters vorbei ist, beginnt der wundervolle Kreislauf aufs Neue. Und sie ist jung, und Heinrich ist jung, und das Leben ist so heiter wie ein Maientag. – Und auch ihr Feld hat Frucht getragen. Sie liegt auf ihrem Schmerzenslager, aber die schwere Nacht ist vorbei, und Heinrichs Stimme klingt tief und zaertlich und ist rau vor Bewegung: „Lene, meine gute, liebe Frau, solch einen Prachtjungen hast du mir geschenkt!“ Und waehrend ihr Koerper noch die Schmerzen der banger Nacht fuehlt, erfuellt ein solch unnennbares Glueck ihr ganzes Herz, so gross, so gewaltig, dass es fast wie Schmerz ist. Dass es doch solch ein Glueck geben kann, - Herrgott, wie danke ich dir dafuer!

Wie dieses tiefe, ueberwaeltigende [sic] Gluecksgefuehl noch einmal im Herzen der Kranken heiss aufwallt, da ist es fast, als ginge das ueber ihre schwachen Kraefte. Eine Sohneshand greift besorgt nach dem Puls. So schwach, oh, so schwach, kaum mehr zu

spueren. Die Schultern des starken Mannes beben vor verhaltenem Schluchzen, da er so das Leben der Mutter entfliehen fuehlt. – Nun laeutet die Mittagsglocke von der Klosterkirche, und die alte Frau oeffnet noch einmal, zum letzten Mal, die Augen. Sie hoert die Glocken, sie sieht Kerzen brennen und Blumen unter dem Kruzifix, und noch einmal eilt ihre Seele zurueck.

Glockengelaeut! Blumen! Kerzen! Hochzeit ist's in der Muehle! Wisst ihr es nicht, ihr Leute? Muellers Lene freit! Das liebliche Muellerskind ist Braut, und der Hofbauer Heinrich, der schmucke, froehliche Bursch, ist ihr Baeutigam [Braeutigam]! Hochzeitsglocken, Kerzen, Blumen, ein weisser Schleier und ein gruenes Kraenzlein, unter dem die Braut bebt vor Liebe und vor nie gekannter Lust ... und der Mann nimmt ihr den Kranz vom Haupte, und der Schleier huellt sie beide ein und ihre Liebe...

Doch nein, nicht Hochzeitsglocken sind es. Das ist Sterbegelaeut. Muellers Lene ist nun ein zehnjaehriges Maegdelein, in dem Jahr, da sie die heilige Kommunion nahm. Da ist das grosse Ereignis ihrer Kinderzeit gewesen, das sich dem empfaenglichen, jungen Gemuet auf das Tiefste eingepraegt hat. Das war, als die gute Frau Braumeister starb. So alt war sie, und so gut, und sehr, sehr reich. Und da der Trauerzug die breite Dorfstrasse entlang kommen musste, so stieg auch Lene, das Maegdlein aus der Muehle, von ihrem Muehlengrund im Tale den Hang empor, um zu schauen. Und was war das fuer eine grosse Beerdigung, es wollte niemand fehlen, um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Da kam nun der Zug langsam naeher. Der Leichenwagen war so mit Kraenzen behangen und mit Blumen bedeckt, dass vom Sarge auch nicht das Allermindeste zu sehen war. Saemtliche Dorfbewohner, die auswaertigen Verwandten und Bekannten der Verstorbenen, alle festtaeglich gekleidet, bildeten das Trauergeleite. Vom Sterbehaus bis zum Gottesacker beteten sie laut. Die Gebete, der herrschende Ernst, die Trauer und die grosse Verehrung fuer die Verstorbene beeindruckten tief des Kindes Gemuet. Da stieg ein Wunsch in ihrer jungen Seele auf: So feierlich wollte auch sie, wenn sie stuerbe, einmal zur letzten Ruhe bestattet werden. Doch sogleich erschrack sie bei dem Gedanken an ihren eigenen Tod, und indem sie die trueben Gedanken von sich abschuettelte, eilte sie in munteren Spruengen den Hang bergab der Muehle zu.

Ihr ganzes Leben lang hat sie, die Muellers Lene war, kaum mehr dieses Wunsches gedacht; doch in ihrer Sterbestunde erinnerte sie sich seiner, und der Schatten eines Laechelns huscht ueber die bleichen Zuege. Entsagen! Verzichten! Das hatte ihr Leben sie gelehrt. Sie hat unter Schmerz und Qual resigniert zu laecheln gelernt, so ist es ihr auch in ihrer letzten Stunde nicht schwer geworden.

Und jetzt ist sie ganz, ganz nahe bei der Muehle! Wie laut doch heute das Muehlenwehr rauscht... Sie ist ein winziges Dirnlein, das barfuessig auf der Wiese am Muehlenteich tanzt. Die Birken am Teich wehen mit ihren langen, gruenen Schleiern im Winde, die Sonne scheint, und drueben an der Muehle stehen Vater und Mutter und schauen laechelnd auf ihr glueckseliges Kind. Oh Heimat! Oh Kinderglueck, das kein Weh und keine Sehnsucht kennt!

Das Rauschen wird immer staerker, – es ist der dunkle, geheimnissvolle Lebenstrom, der von Ewigkeit zu Ewigkeit das Alle durchbraust, und den letzten Lebenshauch des alten mueden Weibleins in sich aufnimmt.

Die fuenf Menschen, aufs tiefste erschuettert von dem Hauch der Ewigkeit, den sie soeben verspuearten, verharren lautlos, bewegungslos in tiefstem Schweigen. Es ist, als hielte die Zeit den Atem an. Was ist Zeit, wenn die Seele in ihrem Grunde erschuettert ist! Doch dann beginnt das Leben wieder, und der Pulsschlag der Zeit schwingt aufs Neue in seinem Rhythmus.

Nun druecken sie der Toten die Augen zu und legen ihre Haende zusammen und weinen und schluchzen in ihrem Schmerz. Aber dann tritt der Alltag in seine Rechte, und die bevorstehende Beerdigung erfordert ihre Vorbereitungen. Da muss der Sarg besorgt und das Grab gestellt werden, man muss fuer Blumen und Kerzen sorgen, der Pfarrer muss verstaendigt werden, und der Arzt muss die Sterbeurkunde ausfertigen.

Da halten sie nun den Totenschein in ihren Haenden, Tod durch Herzlaehmung, so heisst es darin. Und wenn der Leib der Erde uebergeben sein wird, so wird nichts mehr uebrigsein, um von diesem armen und doch so reichen und ausgefuellten Frauenleben zu zeugen als nur dieses Blatt Papier, das nichts vom Leben zu sagen weiss, sondern nur gleichsam der Schlusspunkt darunter setzt. „Tod durch Herzlaehmung infolge von Alterschwaeche“. Eine heisse Traene aus Sohnesauge tropft auf das Papier nieder und macht des Arztes Unterschrift unleserlich.

Und dann steht der schlichte schwarze Sarg auf zwei einfachen Holzboecken im Gange, und die darin schlaeft, hatein friedliches Laecheln auf ihrem Antlitz, ein Kinderlaecheln, das kein Weh und keine Sehnsucht kennt.

Am dritten Tag gegen Abend bewegt sich stumm der Zug zum Friedhof hinueber. Der Sarg wird versenkt, der Geistliche spricht den Segen, mit dem er den Leib der Erde uebergibt. Drei Haende voll Erde, Worte des Beileids an die Soehne, und damit zieht sich der Geistliche zurueck und schreitet, gefolgt von dem kreuztragenden Chorknaben, dem Kloster zu. Inzwischen hat sich eine Gruppe von Menschen vom Klosterasyl her

zum Friedhof hin bewegt. Sie kommen naeher, und die Leidtragenden, da sie diesen seltsamen Zug kommen sehen, treten von dem offenen Grabe ein wenig zurueck und schauen halb erschreckt und halb geruehrt auf das Schauspiel, das sich ihnen darbietet. Mehr als ein Dutzend Maenner und Frauen sind es, Insassen des Asyls, die nun kommen, um von der heimgegangenen Gefaehrtin Abschied zu nehmen. Sieche sind es, Alte und Krueppel, Halbirre wohl auch darunter, und es ist ein grausig erschuetterndes Klagen, das sich nun erhebt. „Magdalena“, so rufen sie ins Grab hinunter der Toten zu, „warum hast du uns verlassen, Magdalena?“ – „Wolltest du nicht mehr mit uns beten, Magdalena?“ – „Ach, Magdalena, dass du sterben musstest!“ Stumm stehen die Soehne als erschuetterte Zeugen der grossen Liebe und Dankbarkeit, die die geliebte Mutter selbst unter diesen Aermsten der Armen bei ihren letzten Lebzeiten auszusäen [sic] gewusst hatte, und deren Fruechte ihr nun ins Grab nachfolgen.

Ganz still ist es geworden, nachdem der klagende Haufe sich wieder entfernt hat. Die untergehende Sonne streut Rosenkraenze ueber die fernen Schneegipfel der Alpenberge. Das junge Maegdlein, die Enkelin der Verstorbenen, schaut zurueck in die feurige Glut. Sie sieht gradeswegs in den offenen Himmel hinein und sieht die heilige Dreifaltigkeit in der Glorie. Und nun meint sie die Gestalt der Grossmutter, des armen, alten Weibleins, zu sehen, die ueber jene fernen Berggipfel auf den offenen Himmel zuschreitet. Immer mehr entfernt sich die arm gebeugte Gestalt, immer kleiner und kleiner wird sie. Da erhebt sich die Gottesmutter, die zu Fuessen ihres Sohnes gesessen hat, und kommt auf das gebueckte, muede Muetterchen zu, das nun an der Hand Unserer Lieben Frau eingeht in die ewige Glorie zu dem Thron dessen, der da gesagt hat „Kommt her zu mir alle, die ihr muehselig und beladen sei...“

Als dann der himmlische Glanz erloschen ist, erwacht das Maegdlein aus seinem verzueckten Trauemen. Schweigend schicken die Leidtragenden sich an, den Friedhof zu verlassen, ein jeder von ihnen tief versunken in sein eigenstes Empfinden. Ach, kann es wohl einen seligeren Heimgang geben, als wenn die Armen und Muehseligen uns an unserem Grabe ihre Liebe und Dankbarkeit bezeugen, und wenn ein Kind mit frommen, reinem Gemuet in den offenen Himmel schaut!

Niemand sieht am Waldrand drueben das Rudel Rehe, das auf der Wiese friedlich äst [sic]. Und keiner hoert den Vogelruf, der gleichsam zoegernd und fast ein wenig verschlafen von den uralten Kirchhofslinden herabschallt. Der Buckfink ist es, der seinen Schlag heimlich zu ueben scheint, seinen jauchzenden Schlag, den er morgen im Sonnenschein dem Fruehling entgegenjubeln wird.

Fonte:

Serra-Post-Kalender. Ijuí, Ulrich Löw, 1950, p.227-235.